

Heimat Türkei, Biebrich Nabel der Welt

Jugendlichen mit Migrationshintergrund fällt es schwer, sich in zwei Kulturen heimisch zu fühlen

Lange schien es so, als hätten die Deutschen den Heimatbegriff für sich beschlagnahmt. Im Zeitalter von Migration und Globalisierung hat er indes eine neue Bedeutung bekommen. Auch etwa für die hier lebenden Jugendlichen ausländischer Abstammung.

Von Christian Lahr

„Ich versuche unseren Jugendlichen klarzumachen, wie bereichernd es ist, wenn man sich in zwei Kulturen heimisch fühlt“, sagt Nedim Tuyun, und man glaubt es ihm sofort. Viele Antworten des im türkischen Alanya geborenen Sozialarbeiters, der vor über 20 Jahren nach Deutschland kam, lassen sich nicht in ein bestimmtes Schema pressen. Von ihm, wie auch der Leiterin des Jugendzentrums Biebrich (JUZ), Gabi Reiter, sind keine Standardantworten zu bekommen, sie wollen es etwas differenzierter.

Das ist dem Thema durchaus angemessen, sollen die beiden Ansprechpartner im Biebricher JUZ doch eine Annähe-

dem Land, wo ich wohne, von der Mehrheitsgesellschaft vermeintlich nicht akzeptiert werde und auch sonst nicht so viel habe, dann nehme ich automatisch Sprache, Kultur und Religion als Bezugs- und Abgrenzungsräumen.“

Bei der Frage, was denn diese Jugendlichen als Heimat bezeichnen würden, lächelt Tuyun. „Viele würden sofort sagen, das ist die Türkei oder Marokko“, meint er, fügt aber sofort hinzu: „Aber wenn man sie auf Biebrich anspricht, dann ist das natürlich das Zuhause, ja sogar der Nabel der Welt.“

„Diese Kids sind bei der Identitätsfindung häufig doch sehr

Samstagsgespräch

durcheinander. Das ist das Dilemma der zwei Welten, in denen sie leben“, sagt Tuyun. In unzähligen Gesprächen versuche er daher die Vorteile zu vermitteln, sich in zwei Kulturen heimisch zu fühlen, wenn man also zwei Welten als Zuhause empfinden kann.

„Das geht schon beim Fußball los: Wenn ich für zwei Mannschaften schwärme, bin ich nicht so enttäuscht, wenn eine ausscheidet“, erklärt der deutsche Staatsbürger Tuyun augenzwinkernd. In der Realität sei es aber häufig so, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund bei einem Spiel der deutschen Nationalmannschaft sogar für den Gegner seien – nur, weil sie der Gesellschaft, in der sie sich nicht aufgenommen und zugehörig fühlen, eins auswichen wollten.

Reiter und Tuyun erzählen ein weiteres Beispiel für das gespaltene Heimatgefühl, man könnte es „Phantasiesyndrom“ nennen. „Das Geburtsland der Eltern oder Großeltern werde häufig zur Traumwelt stilisiert“, so Tuyun. „Aber kaum

und sagen, ich verstehe Dich nicht“, erläutert Tuyun seine Vorgehensweise. Erst dann würden manche Jugendliche verstehen, dass es Grundlagen gebe, auf die sie alle Menschen einigen müssten, um miteinander umzugehen.

Das Zitat

■ Die Heimat ist ja nie schöner, als wenn man in der Fremde von ihr spricht.

Horst Wolfram Geißler (in „Die Frau, die man liebt“)



Liebt die Bräuche seines Heimatlandes und pflegt im Schützenverein die Traditionen seiner neuen Heimat: Nedim Tuyun (mit seiner Chefin Gabi Reiter) Foto: RMB/Friedrich W. Windolf

sind die Jugendlichen in den Sommerferien dort vier oder gar sechs Wochen im Urlaub, langweilen sie sich, sehen, dass es gar nicht so ist, wie sie es sich vorgestellt haben und wollen zurück nach Biebrich.“ Damit korrespondiere auch eine sprachliche Zerrissenheit, ergänzt Reiter. Denn einige Jugendliche würden weder sauberes Deutsch noch sauberes Türkisch sprechen.

Im Jugendzentrum legen die Pädagogen wert darauf, dass als gemeinsame Grundlage Deutsch gesprochen wird. „Wenn ich auf Türkisch angesprochen werde, antworte ich schon manchmal auf Deutsch und sage, ich verstehe Dich nicht“, erläutert Tuyun seine Vorgehensweise. Erst dann würden manche Jugendliche verstehen, dass es Grundlagen gebe, auf die sie alle Menschen einigen müssten, um miteinander umzugehen.

Bei der Frage, was man denn tun könne, damit sich ausländische Jugendliche hier nicht nur zuhause, sondern auch beiheimat fühlen, haben die beiden JUZ-Betreuer klare Vorstellungen. Sie erwarten so-

wohl von der deutschen Mehrheitsgesellschaft als auch von den Jugendlichen einiges mehr an Engagement und gegenseitigem Verständnis.

„Ich kann mich nicht zurücklehnen und sagen: Ich armer Türke werde von den Deutschen nicht akzeptiert“, fordert Tuyun die jungen Männer immer wieder dazu auf, sich auf das Leben und die Gesellschaft in Deutschland einzulassen. Gleichzeitig müssten die Deutschen auch bereit sein, abgeschottete Kulturen zu akzeptieren, so lange sie sich an die rechtlichen Spielregeln halten“, sagt Gabi Reiter.

„Bei uns schwingt in der Forderung nach Integration immer der Wunsch nach Assimilation mit, nach kompletter Anpassung an unsere Normen und Verhaltensweisen. Aber das wollen viele Ausländer nicht, sie wollen auch ihre Kultur behalten“, schätzt die Pädagogin, die „seit zwanzig Jahren häufig mit Jugendlichen über die Fragen der verschiedenen Kulturen, der Herkunft und der Zugehörigkeit“ spricht.

Auch solle die Gesellschaft vorsichtiger mit symbolhaften Handlungen sein. Die Skepsis gegenüber einem Beitritt der Türkei zur Europäischen Union etwa verletze die Menschen. „Das kränkt auch mich“, sagt Nedim Tuyun, der hofft, dass sein Beispiel Schule macht: Geboren in der Türkei liebt er die Bräuche seines Heimatlandes – und pflegt in Deutschland im Schützenverein Traditionen seiner neuen Heimat.

Neue Heimat Wiesbaden

■ In Wiesbaden haben Ende 2004 insgesamt etwa 82 000 Menschen, also 30 Prozent der Stadtbevölkerung, die einen so genannten Migrationshintergrund besitzen, eine neue Heimat gefunden. Sie sind entweder nicht in Deutschland geboren, besitzen nicht die deutsche Staatsangehörigkeit oder sind Kinder von Eltern, die aus einem anderen Land kommen.

■ Immerhin 36 000 Wiesbadener (13 Prozent) haben ih-

ren Geburtsort im Ausland, knapp 10 000 Bewohner der Landeshauptstadt sind Spätaussiedler und deren Nachkommen. Rund 17 700 Menschen haben ihren Geburtsort im Ausland, sich aber entschieden die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen.

■ Wiesbaden hat nach dem 2. Weltkrieg bis September 1950 rund 25 500 Heimatvertriebene aufgenommen. Das waren 11,5 Prozent der damaligen Bevölkerung.

Das Interview

Mit Dialekt opponieren wir gegen die Globalisierung

Die verstärkte Wiederentdeckung des Dialekts und das wachsende Heimatbewusstsein sind auch Folgen der fortschreitenden Globalisierung, meint der Sprachwissenschaftler Dr. Lutz Kuntzsch von der Gesellschaft für deutsche Sprache in der Spiegelgasse. Bei Sprachberatungen und Forschungsvorhaben ist der Germanist auf eine „im Vergleich zu früher unbedarfere Verwendung des Heimatbegriffs“ gestoßen.



Dr. Lutz Kuntzsch

Frage: Herr Kuntzsch, wie verwenden die Menschen in Deutschland das Wort Heimat?

Kuntzsch: In Sprachberatungen und Umfragen stellen wir fest, dass die Leute für Heimat meist ganz konkrete Stellen benennen, etwa ihren Geburts- bzw. Herkunftsort. Wenn es um den Heimatbegriff allgemein – etwa das „Vaterland“ oder Ähnliches – geht, erschrecken die meisten und bewerten dies als zu pathetisch und zu groß.

Frage: Hat sich die Bedeutung des Begriffs Heimat in den letzten Jahren gewandelt?

Kuntzsch: Der Heimatbegriff war in der Geschichte der Bundesrepublik in einen etwas schiefen Zusammenhang geraten und ein bisschen verpönt. Denken Sie etwa an die Bedeutungen, die mitschwingen, wenn man „Heimatvertriebene“ oder „Heimatfilm“ sagt, aber auch die Formel von der „Heimatfront“ im Zweiten Weltkrieg. Diese Zeiten sind allmählich vorbei. Heimat wird

immer mehr als selbstverständliches Wort verwendet.

Frage: Gibt es auch andere Bedeutungen, die bei Heimat eine Rolle spielen, etwa ein Verein oder ähnliches?

Kuntzsch: Nein, „Heimat“ wird überwiegend mit dem Ort, wo man geboren ist oder sich wohlfühlt, in Verbindung gebracht, kaum mit einer „ideellen Heimat“. Selten findet man Aussagen wie „meine Heimat ist die Partei“, oder Vergleichbares – es sei denn als Sprachbild in den Medien.

Frage: Welche Bedeutung spielt die Mundart, der regionale Dialekt, für das Heimatgefühl?

Kuntzsch: Mit dem Dialekt „markiert“ man seine Zugehörigkeit zu einer Region, einem Ort, einem Lebensgefühl. Ich benutze, wenn ich in meine Heimat, nach Dresden komme, in stärkerem Maße den sächsischen Dialekt. Genau hier begegnen wir dem Phänomen Heimat: Obwohl ich mich in Wiesbaden sehr wohl fühle, es auch als Wahlheimat betrachte, bin ich in Dresden zuhause und würde dies immer als meine „Heimat“ bezeichnen.

Frage: Kann man untersuchen, ob Dialekt wieder häufiger gebraucht wird und wenn ja, warum?

Kuntzsch: Das ist – ähnlich wie beim Heimatbegriff selbst – auch eine Folge der Globalisierung. Mit dem allgemeinen Kommunikationsaustausch und dem Fernsehen ging die Verwendung der Dialekte zurück, Mundart galt als „volkstümlich“ und etwas primitiv. Dies hat sich in vielen Bereichen geändert. Mittlerweile werden Dialekte, die sich historisch aus der deutschen Kleinstaaterei erklären lassen, wieder als positives Unterscheidungsmerkmal verwendet. Wo mein Dialekt gesprochen wird, fühle ich mich zugehörig – und das ist als Gegenentwurf zum anonymen globalen Wirtschaftssystem häufig die Herkunftsregion, also die Heimat.

■ Das Interview führte Christian Lahr

Ganz persönlich

In der Stille des Niemandlands

Von Heinz-Jürgen Hauzel



ter aus Königsberg – groß geworden. Ich war nicht glücklich damit, wenn ich wieder einmal jemandem als Summe zweier Hälften vorgestellt wurde. Längst aber weiß ich, dass ich tatsächlich hier wo dort wurzle.

Früher konnte man den Rhein riechen. Jedenfalls empfand ich es so. Und wenn ich ihn in der Biebricher Rathausstraße unten ab dem Knick am Nachbarschaftshaus dann auch vor Augen hatte – das war Wohlgefühl. Oder wenn ich nach längerer Abwesenheit – auf der Autobahn von Frankfurt kommend – am Wandersmann endlich wieder den lieb gewonnenen Rheingauer Höhenzug sah, wusste ich, jetzt bin ich daheim – und war froh.

Seit ich 1995 erstmals Kaliningrad besuchte, jenen Platz, an dem bis 1945 fast 700 Jahre lang Königsberg war, spüre ich ähnliches auch dort. Diese heute auf mannigfache Art grauselige Stadt übt auf mich eine kaum nachvollziehbare Anziehungskraft aus. Ich fühle mich ihr und ihren heutigen Bewohnern verbunden, spüre eine Verpflichtung gegenüber diesem in den Wirren des vergangenen Jahrhunderts zer-

zausten Landstrich und den längst zu Verlierern gewordenen Siegern von einst – ihren Nachfahren sowieso.

Wenn ich mich unter dem hohen Himmel, am Frischen Haff entlang, Kaliningrad nähere – auch dann ist es heute, als kehrte ich heim. Und wenn unser kleiner Bus über die Kurische Nehrung fährt, hat der Zauber dieses eigentümlichen Sandstreifens jedes Mal die Wirkung, die Arno Surminski in seinem Roman „Sommer 44“ beschrieben hat: „Bis Cranz schnatterten sie alle durcheinander, aber als der Bus auf die Nehrungsstraße einbog, durch hohen Laubwald Richtung Sarkau rollte, verstummte jedes Gespräch.“

Heimat – diese wohlige Geborgenheit einflößende Mixtur aus vertrauten Bildern, Geräuschen, Gerüchen und Erinnerungen ist ein Gefühl – aus der Ferne oft genug auch eine Sehnsucht. Nichts jedenfalls, was man leicht erklären oder gar verordnen könnte. Nichts, was für Rechtsprechung taugt. Wer könnte das besser beurteilen als wir Deutsche, die immer alles regeln wollen – und uns genau damit immer wieder übernehmen. Und doch sind von denen, die 1944 und '45 ihre Heimat verlassen haben, allzumeist verlassen mussten, noch genug Stimmen zu hören, die Besitzrechte proklamieren.

Ostprien ist ein gutes Beispiel, wenn man über die Bedeutung und den Verlust von Heimat redet. Weil es ein Land ist, das es nicht mehr gibt – außer in der Erinnerung und bald, wenn die letzten Ostpreußen gestorben sind, nurmehr in den Geschichtsbüchern. Ein deutsches Atlantis, versunken

als Gottesstrafe für ein wahn-sinnig gewordenes Volk.

Die (zugegebenermaßen wenigen) alten Ostpreußen, die heute noch geradezu störrisch Ansprüche auf dieses Land anmelden, sie tun es ja nicht, um heimzukehren, sondern in dem Irrglauben, nach einer neuen Bewertung von Recht und Unrecht würden sie doch noch ihren inneren Frieden finden. Die aber dieses Land wirklich lieben, tun dies fernab jeglicher Forderungen, sind angesichts der ungläublichen Not in ihrer Heimat aktiv geworden, helfen – jeder im Rahmen seiner Möglichkeiten, oft bis an die Grenze körperlicher wie finanzieller Ressourcen.

Diese Landsleute im Auge, hat Marion Dönhoff (für manchen vielleicht allzu kalender-spruch-artig, aber doch anspruchsvoll) den Wert formuliert, der im protestantischen Preußen – ebenso schwer greifbar wie typisch – zwischen großer Disziplin und umfassender Bedingungslosigkeit heimisch war; der von einem Pflicht- und Verantwortungsgefühl zeugt, das keine Vorleistungen kennt. Die 2002 92-jährig gestorbene Zeit-Herausgeberin, der die Kaliningrader Universität 1999 die Ehren-doktorwürde verlieh, sagte in einer Rede vor Abiturientinnen des nach ihr benannten Lyzeums im masurischen Nikolaiken: „Ich denke wirklich, der höchste Grad der Liebe ist zu lieben, ohne zu besitzen.“ Das sollten auch die Vertriebenen-Funktionäre verinnerlichen und die Politiker, die meinen, sie könnten heute noch mit revanchistischen Parolen auf Stimmenfang gehen.

Siegfried Lenz, der 1978 – historisch wahrhaftig – seinem

Masuren, auch der Vertreibung übrigens, ein literarisches Denkmal gesetzt hat, lässt am Ende des Romans seinen Tep-pichknüpfer Zygmont Rogalla die von ihm liebevoll gesammelten, mühevoll bewahrten, über die Ostsee geretteten und in einem „Heimatmuseum“ zu-sammengeführten Exponate anzünden, ehe sie von falschen Heimatfreunden zu falschen Schlussfolgerungen missbraucht werden konnten. „Die gehüteten Befunde sind zerfallen, die Spuren gelöscht. Die Vergangenheit hat zurückbe-kommen, was ihr gehört und was sie uns nur vorübergehend lieh“, sagt Zygmont Rogalla und weiß doch, dass sich Sehnsüchte nicht beherrschen lassen.

„Schon aber regt sich das Gedächtnis, schon sucht und sammelt Erinnerung in der unsicheren Stille des Niemandlands.“

Das allein wäre denn auch nicht schlimm. Drum sollen die Landsmannschaften den Tag der Heimat ausgiebig mit ihren Erinnerungen feiern. Aber sie sollten auch bedenken, wenn sie ihre Vertreibung als Unrecht beklagen, was gerade jetzt in unserem Land geschieht. Kinder und Jugendliche, die heute zum Beispiel in das Kosovo zwangsverfrachtet werden – für die ist Heimat hier. „Wir hatten die schlimmsten Vertreibungen gehabt“, sagte des hessischen CDU-Politiker Christian Schwarz-Schilling angesichts der bundesdeutschen Abschiebepraxis vergangene Woche in der Fernsehende Panorama und stellte anklagend die Frage in den Raum: „Warum ziehen wir so wenig Konsequenzen aus unserer eigenen Geschichte?“ Ja, warum...

„Home“ ist, wo die Familie ist

US-Offizier Wulff sieben Mal umgezogen / Schwieriger Heimatbegriff

cla. Wo hat jemand seine Heimat, der alle drei oder vier Jahre umziehen muss? Für Timothy Wulff und seine Frau Andrea ist die Antwort klar: Dort, wo die gemeinsame Familie ist, zurzeit also im Wiesbadener Aukamm.

Timothy Wulff ist Oberstleutnant bei der US-Armee, er trat im Juni den Posten des Kommandeurs der Einheit an, die sich um die Versorgung der Garnisonen Wiesbaden, Mainz, Dexheim und Wackernheim kümmert. Geboren im amerikanischen Bundesstaat Minnesota, liest sich Wulffs Dienstgeschichte wie eine Landkarte: Hochschulausbildung in Arizona, Dienstposten in der Türkei, dann Verwendungen in Kentu-

cky und Washington DC, im Irak, in Colorado, Kalifornien und Georgia mit erneutem Einsatz im Irak.

„In der Armee gehört es dazu, dass man alle drei, vier Jahre den Posten wechselt“, erzählt Wulff, der zugibt, dass diese Situation „vor allem für die Kinder schwierig“ ist. Gerade hätten die vier älteren Mädchen gute Freundinnen gefunden und sich eingelebt, da hieß es „Auf nach Wiesbaden!“ Befragt, wo für sie „home“ ist, antwortet die achtjährige Annika daher auch „Georgia“.

„Das wird aber besser, wenn die Kinder in die Schule kommen und endlich unsere Einrichtungsgegenstände eintref-

fen“, sagt Ehefrau Andrea. Zu dem Umzugstrubel und der Eingewöhnung in Deutschland kommt noch erschwerend hinzu, dass die Container mit dem Hausrat irgendwo auf der Reise hängen geblieben sind und die Familie seit drei Monaten aus den zwei Koffern pro Person lebt.

Ihre Geburtsorte würden die beiden Wulffs nicht wirklich als „Heimat“ bezeichnen, auch wenn Timothy immer noch eine Verbundenheit zu Land und Leuten oder den Sportteams in Minnesota empfindet. Dann eher schon die Vereinigten Staaten insgesamt: „Immer, wenn ich aus dem Ausland zurückkomme, freue ich mich und fühle ich mich zuhause – allein schon, weil ich mich dort auskenne und weiß, wie alles läuft“, sagt der Oberstleutnant.

Schon sprachlich scheint es also mit der „Heimat“ im Englischen nicht so zu klappen, denn „home“ bedeutet auch zuhause, ist nicht ganz so emotional besetzt wie das deutsche „Heimat“. „Homeland“ indes hebt stark auf das Heimatland ab.

Noch mögen die Wulffs ihr unruhiges Leben. Andrea wollte immer schon einige Jahre im Ausland leben, sie – selbst ehemals Soldatin – hat nun in Wiesbaden die Möglichkeit dazu. Damit die Eingewöhnung leichter fällt, gibt es in den Garnisonen ein Mentorenprogramm, die Kinder sollen außerdem gleich Freundinnen in Wiesbaden finden – sie gehen ab August in deutsche Schulen und Kindergärten. Die sechsjährige Mia sieht den Heimatbegriff daher auch etwas pragmatischer: „Heimat ist immer da, wo wir gerade sind.“



Timothy und Andrea Wulff mit ihren Kindern Gabby, Timber, Mia, Annika und Xander (von links). Noch leben sie in ihrem neuen „Home“ im Aukamm aus Koffern. Foto: RMB/Heiko Kubenka